

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 29

Artikel: Gottfried Keller [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Da können wir helfen“, tröstete der Marquis und ließ den Knaben wieder absteigen. Dann schaukelte er mit der Linken das Holztier und half jenem mit der andern abermals hinauf, während das Pferd sich in Schwingung befand. Die Augen des königlichen Kindes bekamen Glanz. „So kann es niemand wie Sie“, lobte er fröhlich.

Der andere begann ihn zu lehren. Wie er die Schenkel zu schließen, wie er frei und leicht auf dem Pferderist den Sitz zu nehmen habe, wie man die Bügel halte und wie man ein wirkliches Tier zum Trab und zum Galopp bringe. Er, der weit mehr Soldat als Höfling war, geriet in Eifer. Er erzählte von den Eigenschaften edler Pferde und suchte im Spiele an dem ungefügen Holzwerk das Wesen eines solchen zu verdeutlichen. Er schaukelte den Knaben, langsam zuerst, dann hastiger.

„Nicht zu wild, Marquis“, schrie das Kind lachend. Dabei verlor es den einen Steigbügel und schwankte etwas zur Seite, wurde aber von de la Haie mit raschem Griff gehalten.

„Das muß alles gelernt sein, Hoheit“, ermunterte der Marquis. Er glaubte aus dem fürstlichen Zärtling einen Reiter wohl machen zu können. Ja, sein Ehrgeiz ging weiter. Er bewunderte das kluge Kind und, was an ihm lag, sollte geschehen, um den Thronerben Frankreichs zu einem Manne zu erziehen.

„Mut“, sprach er ihm wieder zu. „Zuweilen bockt ein solcher Gaul. So zum Beispiel!“ Er gab dem Holztier so heftigen Schwung, daß es sich beinahe überschlagen hätte.

Des Herzogs Mund preßte sich zusammen. Die farblosen Wangen röteten sich, ein kaum merkbares Zucken der Nasenflügel deutete auf ein wenig tapfer verhehlte Angst.

„Das geht ja herrlich“, lobte de la Haie, vor Anstrengung leuchtend, „bald können wir es auf einem wirklichen Tiere versuchen.“

Da hob sich das Kind im Bügel. „Ja“, rief es, in Stolz aufleuchtend.

Es war jetzt Ernst in das Spiel gekommen. In diesem Augenblick aber — geschah es durch einen Mißgriff de la Haies, einen plötzlichen Ruck, den das Spielzeug erfuhr oder einen Schwindelanfall des Herzogs — fiel der Knabe plötzlich hintenüber und stürzte, sich überschlagend, schwer auf den steinernen Boden. Der Marquis wurde weiß wie der Tod. Seine Puderperücke verschob sich, so rasch und hastig sprang er nach hinten.

Der Herzog lag reglos da.

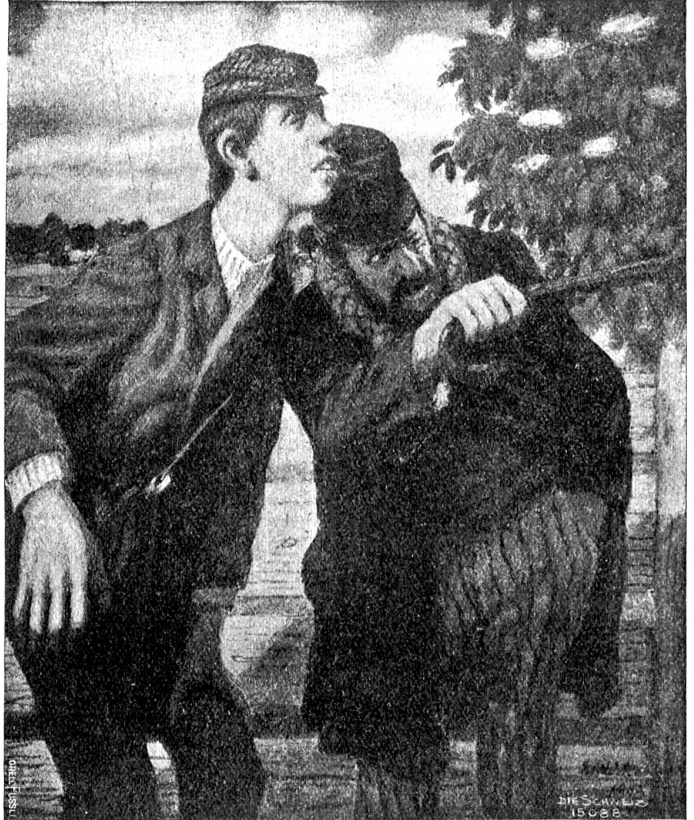
Der Erzieher beugte sich zu ihm. Er griff mit zitternden Händen nach dem schwarzblonden Haupte.

Da schlug der Knabe die Augen auf. Ein wenig verwirrt schaute er um sich. „Mein Gott“, stammelte de la Haie. „Mein Gott!“

Das Kind erkannte ihn und schaute ihn so voller Güte und so voller Schmerz an, daß es ihm den Atem verschlug.

Er hob den Gestürzten auf, der ächzend und kraftlos in seinen Armen lag.

„Haben Hoheit sich weh getan?“ fragte er und trug.



E. Würtemberger: Die Stromer.

den Herzog nach einem der Wandstühle. Einer Mutter Stimme konnte nicht zärtlicher und ängstlicher klingen.

„Es tut sehr weh“, antwortete der Knabe.

De la Haie betastete den zarten Körper.

„Ich bin wie gebrochen“, klagte der Herzog leise. Der andere stöhnte wie ein Tier, dem ein Spieß im Leibe sitzt. „Ich werde Sie zu Bett bringen. Ich werde den Arzt holen, ich werde —“

Er stockte. Es überlief ihn kalt. Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er an dem Unglück schuld war und daß er die Verantwortung tragen mußte.

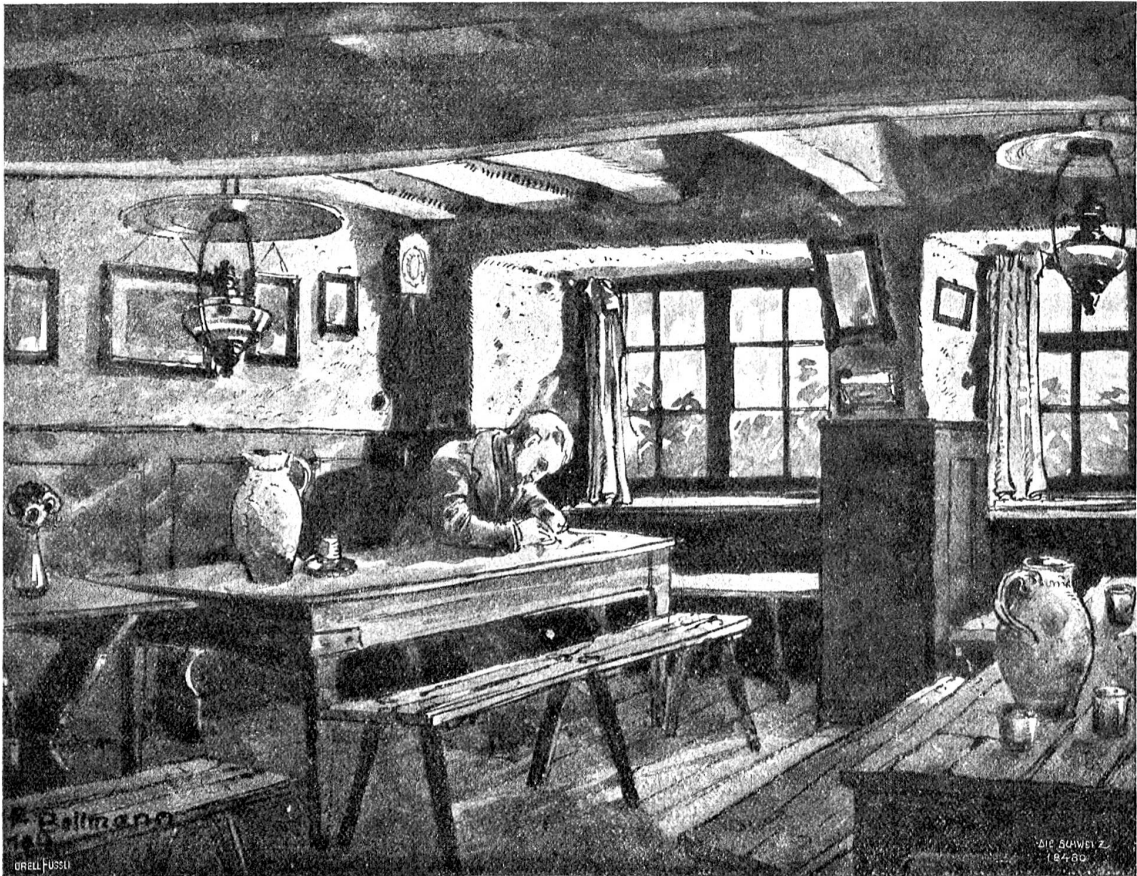
(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Keller.

Zu seinem hundertsten Geburtstage, 19. Juli 1819.

(Schluß.)

Von Heidelberg sekte der nun Dreißigjährige den Wanderstab weiter und zog, da sein Bildungstrieb wegen der Revolution von 1848 in der badischen Stadt nicht ganz auf seine Rechnung gekommen, er auch in der Liebe zu einer dortigen Professorstochter unglücklich geblieben war, 1850 nach der preussischen Hauptstadt Berlin, auch dort zunächst noch im Genuß eines Zürcher Staatsstipendiums. Besonders das Theater lockte ihn dorthin; er wollte ja ein rechter Dramatiker werden und in der ersten Zeit besuchte er mit Eifer und Begeisterung viele Vorstellungen alter und neuer Stücke, machte gründliche Studien über das Gesehene und beschäftigte sich lange mit eigenen dramatischen Plänen, aus denen aber nie etwas Rechtes geworden ist. Fast sechs Jahre ist Keller in Berlin geblieben; er war viel für sich, und wenn er Gesellschaft aufsuchte, so waren es eher Schweizer



E. Bollmann: Aus der „Oepfelfchammer“ im Rindermarkt in Zürich. Die von Gottfried Keller vielbesuchte Wirtsstube.

als Deutsche. Er machte eine innere, ziemlich rätselhafte Entwicklung durch; so nennt er später die Berliner Zeit „seinen Buhort, seine Gramspelunke und Korrekptionsanstalt“. Auch äußerlich gestaltete sich sein Leben sehr schwierig, ähnlich wie in München; er hatte, als das Stipendium verzehrt war, keine Mittel mehr; auch die Mutter, die ihm noch einmal mit einer Hypothek auf ihr Haus zu Hilfe kam, wollte und konnte er nicht länger in Anspruch nehmen und ließ sie in sträflicher Weise fast zwei Jahre lang ohne Nachricht über sein Schicksal. Daß er seines Unrechts bewußt war und sie keineswegs vergessen hatte, zeigt ein ergreifendes Gedicht, das man in seinem Nachlaß fand; er schrieb es in jenen dunkeln Tagen, sandte es aber nicht an die Arme, die indessen bekümmert zu Hause saß. Erst sechs Wochen später brachte der Niederergeschlagene einen Brief an die Mutter zustande.

In Berlin hat nun aber Keller doch seinen wahren Beruf gefunden: er ist zum Erzähler geworden; sein „Grüner Heinrich“ und die Seldwylers Geschichten sind, wenigstens in ihrer ersten Fassung, dort in der Fremde entstanden; sie beweisen, daß er sein Leben damals doch nicht, wie es einem oberflächlichen Beobachter erscheinen möchte, müßig verträumt hat. Auch andere seiner Werke, die erst viel später, als er berühmt geworden war, herausgekommen sind, gehen in ihrer Entstehung auf jene fruchtbare, wenn auch schwere Zeit zurück.

Die ersten Erzählungen Kellers, unter viel Mühsal innerer und äußerer Art zur Welt gebracht, fanden noch nicht großen Absatz; es dauerte zum Beispiel zwanzig Jahre, bis eine neue Auflage der „Seldwylers“ notwendig wurde; aber sie trugen ihm doch die Anerkennung literarischer Männer von Bedeutung ein, in deren Kreisen er gern gesehen und zu weiterem Schaffen, auch auf kritischem Gebiet, ermuntert wurde; so schrieb er damals eine Reihe Aufsätze

über seinen berühmten, aber ihm politisch entgegengesetzten Landsmann Jeremias Gotthelf, den er in seiner Kritik nicht schonte, für dessen große Bedeutung als „Shakespeare des Bauernlebens“ er aber volles Verständnis zeigte. Als er endlich 1855 in die Heimat zurückkehrte, brachte er Vieles mit sich: das Bewußtsein seines Könnens auf einem bestimmten Gebiet, einen angesehenen Namen als Schriftsteller; auch hatte er gute Freunde und ein erweitertes Verständnis für das deutsche Geistesleben gewonnen, das er zeitlebens hochgehalten hat. Das Beste war ihm aber aus früherer Zeit geblieben: seine ehrliche, aufrichtige Gesinnung, die alles Unehrenhafte und Schwächliche von ganzer Seele haßte und dem Gegner männlich entgegentrat, dazu ein derber Humor und endlich die tiefe Liebe zum Vaterland.

Die Schweiz hatte in seiner Abwesenheit große Veränderungen durchgemacht; aus einem Büttschländchen mit Freischarenzügen und Sonderbund war der nagelneue Bundesstaat geworden, der bei Einheimischen und Ausländern aufrichtige Bewunderung fand. Keller richtete sich mit Behagen in den neuen Verhältnissen ein; er lebte nun als „freier Schriftsteller“ in Zürich, immer noch zu Gast bei der alternden Mutter und der zu einer etwas grämlichen Jungfer gewordenen Schwester Regula, die sich treulich des berühmten, aber immer noch wenig oder nichts verdienenden Sohnes und Bruders annahm und sich für ihn mühten. Denn Keller war kein fleißiger Schriftsteller, besonders damals nicht. Er schrieb wohl einige Zeitungsartikel und setzte in Berlin begonnene Arbeiten fort; aber erschienen ist in jenen Jahren gar nichts größeres von ihm. Viel lieber gab er sich einer frohen Geselligkeit mit geistreichen Schweizern und Ausländern wie Richard Wagner, Semper, Fr. Th. Vischer, Bächtold und anderen hin und war ein guter Kenner des Zürcher Landweins und sonstiger gebieterischer Sorten in Garten- und Zunftwirtschaften, die durch

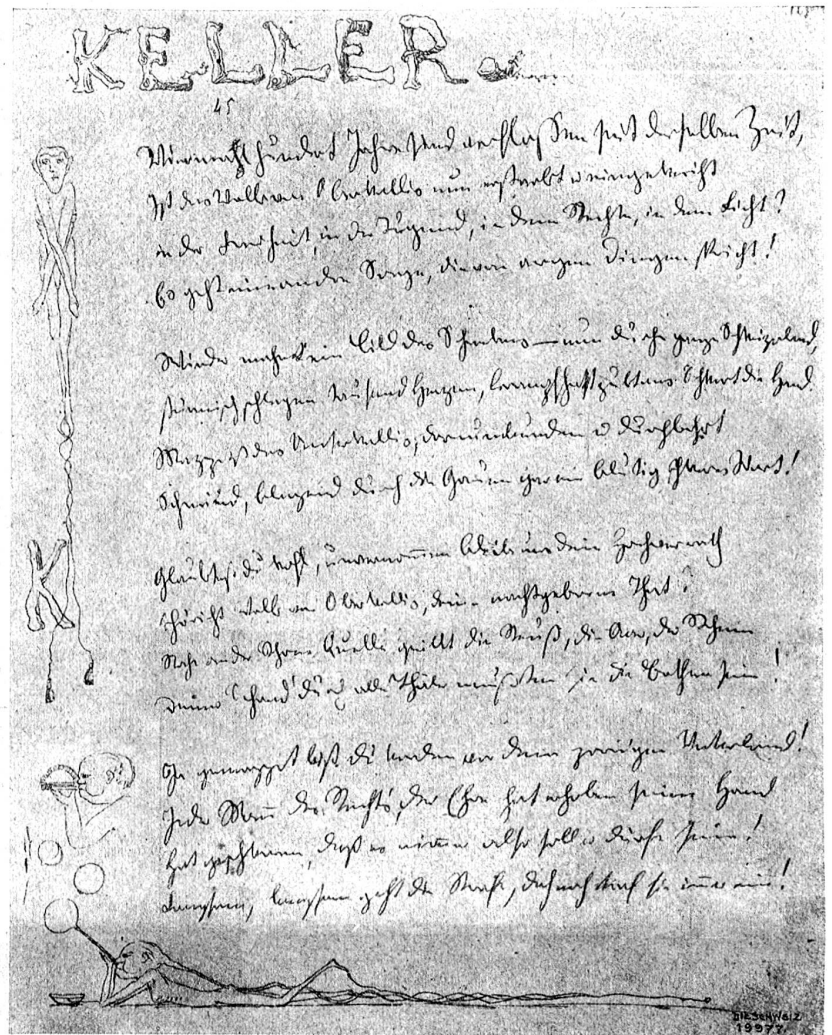
ihn eine bis heute andauernde Berühmtheit erlangt haben. (Siehe nebenstehende Abbildung „Die Diefelchammer“.)

Selbst seine Freunde fanden nun, er sei in Gefahr, ganz zu verbummeln; sie fanden auch den Weg, um ihn aus diesem gefährlichen Geleise herauszubringen: er sollte eine bürgerliche Existenz begründen, seinen sicheren Verdienst erhalten und in dem festen Rahmen eines Amtes seinen Mann stellen. Als 1861 die Stelle eines zürcherischen Staatschreibers frei war, ermunterten sie ihn zur Anmeldung, und er wurde — nicht ohne Widerspruch von Leuten, die ihn dieses Amtes für unwürdig oder unfähig hielten — gewählt. Es scheint nun, daß der radikale Wechsel in der Lebensweise eine ausgezeichnete Wirkung auf Keller ausgeübt hat. Er wurde bald ein fleißiger und pünktlicher Arbeiter, der von sich und seinen Untergebenen im Dienste des Staates tüchtige Leistungen verlangte und erzielte.

Keller blieb von 1861—1876, also fünfzehn seiner besten Mannesjahre im Staatsdienst, und seine Zeit war durch sein Amt fast ganz ausgefüllt. Oft arbeitete er noch Sonntags und während einer Reihe von Jahren nahm er nicht einmal einen längeren Ferienurlaub. Nur abends gönnte er sich den gemütlichen Verkehr mit den alten Freunden, und allerlei Geschichten, die in Zürich über den Staatschreiber und Dichter umgingen, beweisen, daß er noch kein Asket geworden war. Aber er hielt aus und setzte seine ganze Kraft an die Erfüllung seiner prosaischen Aufgabe, wenn es ihm auch in seinem „papierenen Tempel“, der mit allerlei Gesetzen und Verordnungen tapeziert war, oft langweilig genug vorkommen mochte. Dafür hatte er die Vergütung, daß ihn sein Amt an regelmäßige Arbeit und Lebensführung gewöhnte. Auch hatte er der alten Mutter wenigstens noch für ihre letzten Jahre in der geräumigen Amtswohnung, die ihm angewiesen wurde, ein würdiges Asyl bieten dürfen und sie starb mit dem Gefühl, daß aus ihrem Sorgenkinde doch noch etwas Rechtes geworden sei.

Nachdem lange nichts mehr von Keller erschienen war, seine Werke aber immer mehr Freunde gewonnen hatten, fürchteten diese, der Dichter möchte ganz in der Prosa des Amtslebens stecken bleiben. Er gab schließlich ihren Bitten, sich wieder der Muse zuzuwenden, nach und legte als Sieben- undfünfzigjähriger sein Amt nieder. Noch einmal 15 Jahre waren ihm nun zu leben vergönnt; als alternder Mann, immer mehr umgeben und getragen von der Verehrung seiner Mitbürger und vieler Freunde auch im deutschen Ausland, ging er wieder an die dichterische Arbeit. Zu der bereits 1872 erschienenen Novellensammlung „Die sieben Legenden“ kamen 1878 die „Zürcher Novellen“; dann arbeitete Keller seinen Jugendroman, den „Grünen Heinrich“, gründlich um (1879); es folgte 1881 ein neuer Novellenkranz, „Das Sinngedicht“; dann sammelte und sichtete der gegen die Kinder seiner Muse immer strenger Gewordene seine Gedichte (1883). Das letzte Werk ist „Martin Salander“, 1886 erschienen, das Buch, in dem er sein politisches Vermächtnis und Bekenntnis niederlegte. Ueber den Vorarbeiten zu einem zweiten Band dieses Romans, der nach der Kritik des alten die Auffassung des neuen Geschlechts darstellen sollte, ist der über siebzigjährige Mann am 15. Juli 1890 gestorben.

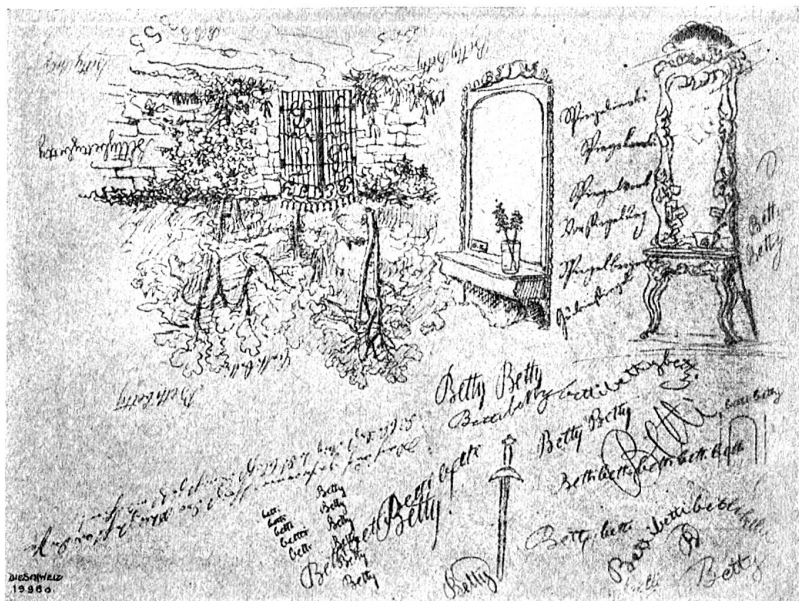
Die letzten Jahre seines Lebens waren von allerlei Wolken beschattet. Keller war, obschon durchaus nicht unempfindlich für das weibliche Geschlecht und öfters von



Manuskriptseite mit Schluss des Gedichtes „Die Mazze“ von Gottfried Keller; am Rande zeichnerische Schnurrastereien.

warmer Liebe ergriffen, Junggeselle geblieben und seine nun auch alt gewordene Schwester, die ihm den Haushalt führte, machte ihm in ihrer prosaischen Auffassung das Leben nicht gerade traulich. So behielt er seine Neigung zum Wirtshausleben bei, auch darin leider ein echter Schweizer, und mit dem Alter zeigten sich allerlei Beschwerden — Schattenseiten seines Wesens — immer deutlicher. Es ist wohl doch dem regelmäßigen und allzureichlichen Alkoholenuß zuzuschreiben, wenn sich selbst seine Freunde über seine Reizbarkeit und seine schlechten Launen, ja über ein gefährliches Mißtrauen selbst ihnen gegenüber, geschweige denn gegen Fremde beklagten. Keller litt unter seiner kleinen unförmlichen Gestalt, war körperlich schwer beweglich und hatte überdies nie jene spröde Art überwunden, die den Unfertigen in seiner Jugend davor schützen sollte, sich der Umgebung widerstandslos mit seinen Gefühlen hinzugeben. Trat der alte Mann dann einmal aus sich heraus, nachdem er vielleicht lange geschwiegen hatte, so war er leicht am unrechten Orte grob und verlegte selbst Menschen, die ihm in keiner Weise zu nahe getreten waren. Gegen eine Anerkennung seiner Verdienste in Worten, ja fast gegen alle Verehrung, die sich nicht bloß in stiller Annäherung äußerte, verhielt er sich knurrig und ablehnend. Wehe dem jungen Liebhaber seiner Kunst, der sich mit der Bitte um ein Autogramm oder dergleichen ihm näherte! Er konnte sich auf eine Grobheit gefaßt machen.

Diese Schwächen verdunkeln etwas das Bild des Mannes, das wir uns allein nach seinen Werken machen würden;



Zeichnerische Schnurrpfeifereien auf Gottfried Kellers Schreibunterlage aus der Berlinerzeit; „Betty“ ist der Vorname der von ihm verehrten Berlinerinnen Betty Cendering.

denn in diesen offenbart sich nichts Grobes und Verbittertes, vielmehr das zarte Gefühl des reinen Menschen für das Schöne, die Liebe zum Verschupften und Sonderbaren, zum Träumerischen wie zum solid Rechtsschaffenen. Da ist keine feucht-fröhliche Zecherpoesie, wie wir sie oft bei Scheffel finden, sondern eine reine Verkörperung dessen, was unserem Volk im tiefsten Grunde für gut und schön gilt, ein edler und durchaus nicht oberflächlicher Optimismus in der Auffassung des Lebens.

Von dieser Gesinnung sind seine Werke erfüllt; davon wird auch im tiefsten Grunde sein Wesen erfüllt gewesen sein; sonst hätte er sich auch in seinem dichterischen Schaffen dem Pessimismus oder dem Naturalismus zugewandt; denn er lebte in einer Zeit, die diese Richtungen eher bevorzugte und durch allerlei traurige Erscheinungen des Alltagslebens oft genug Anlaß bot zu düsteren, hoffnungslosen Betrachtungen und einem verächtlichen Urteil gegenüber der Welt. Aber so nahe Keller zum Beispiel im „Martin Salander“ an Stimmungen dieser Art herangetreten ist, er hat ihnen nie ganz recht gegeben: der Grund- und Schlußton ist immer die Liebe und der Glaube an das Gute im Menschen und in der Welt.

Das Schönste und Stärkste aber an seinem Wesen ist seine Wahrheitsliebe. Diese bewahrte er nicht nur in seinen Werken, sondern zeitlebens auch in seinem ganzen Verhalten. Gerade sie war es, die ihn oft zu Grobheit und Schroffer Ablehnung hinriß. Er war darin eine kerngesunde und starke Natur, daß er nie andern oder gar eigenem Vorurteil zuliebe seine Ansicht beugte, sondern er gab sich, wie er war, und aus der Tiefe und Schärfe seines Wesens heraus urteilte und verurteilte er, was ihm an sich selbst, an seiner Umgebung und namentlich auch im öffentlichen Leben nicht gefiel.

Aber diese Wahrheitsliebe ist nicht die fast unerträgliche Scharfsichtigkeit eines Ibsen, dem oft die Liebe zu seinen Mitmenschen fast zu fehlen scheint, sie wird bei Keller warm und menschlich durch seinen Humor, der wenigstens in seinen Werken, die Schwächen der Menschen mit einem überlegenen Lächeln, das von innen heraus kommt, betrachtet. Aber auch in seinem Leben hat ihm dieser köstliche Zug nicht gefehlt, wenn er sich auch bisweilen in sehr derber Weise geäußert hat. Gerade seine Briefe sind damit reichlich gewürzt und erhalten so ihren besonderen Reiz.

Alles in allem genommen ist Keller doch auch als Mensch und im täglichen Leben nicht nur eine interessante,

originelle Persönlichkeit gewesen, sondern ein Mann, der im literarischen wie im politischen Leben ehrlich Stellung nahm, einen Einfluß ausübte und sich mit all seinen Stärken und Schwächen in der Umwelt, in die er hineingeboren war, kraftvoll behauptete und sich ihr widmete: ein Kind seiner kulturfrohen Zeit, aber auch ein geistiger Führer und in seiner unentwegten Ehrlichkeit ein Vorbild.

Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Rüschet ihr aus, dann hat die Seele Ruh:
Lassend streift sie ab die Wanderschuß,
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.

Noch zwei Finklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gefellt;
Trinkst, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldenen Ueberfluß der Welt!

Steller.

Die große Sprengung am Schorriederberg.

(11. Juni 1919.)

Von Bergingenieur L. Rosenthal, Basel.

Etwa 5 Kilometer westlich der Station Alpnach-Dorf, am rechten Gehänge des Schlierenbachtals befindet sich ein Steinbruch, der ein ganz vorzügliches Material für Pflastersteine liefert. Es ist außerordentlich hart und besteht im wesentlichen aus quarzigen Bestandteilen — 86 %, die durch ein kalkiges Bindemittel fest verkittet sind. Unter den Füßen klirren die Steinscherben wie Porzellan, wenn man darüber hinschreitet. Dazu hat der Stein die höchst schätzenswerte Eigenschaft, daß er selbst bei stärkster Abnutzung rauß bleibt, im Gegensatz zu Basalt zum Beispiel, der sehr bald glatt wird, so daß die Hufeisen der Pferde kaum Halt mehr darauf finden.

Um nun eine größere Masse dieses Materials auf einmal zu gewinnen, hat man in die Felswand des Steinbruchs einen Stollen von 20 Metern Länge getrieben und sein hinteres Ende, das eine kesselartige Vertiefung aufweist, mit 5000 Kilogramm Schwarzpulver und Aldorfit, welches die schweizerische Sprengstoff-Fabrik Ebi & Co. in Dotikon lieferte, angefüllt. Die Kosten dieser gewaltigen Ladung allein belaufen sich auf 18,000 Fr. Um das großartige Schauspiel dieser Riesensprengung im Bilde festzuhalten, begab sich der Chef der Filmfabrik „Cos“ in Basel selbst in Begleitung eines seiner Operateure an Ort und Stelle. Da die Absprengung eines ganzen Stück Berges nicht zu den alltäglichen Ereignissen gehört, hatte ich mich ihnen angeschlossen.

Schon der Aufstieg unten von der Endstation der Drahtseilbahn aus bot viel des Interessanten. Der etwas holperige Fußweg führt über das tief eingerissene Tal des Schlierenbaches, dessen Wasser unzählige Blöcke, Trümmer und Schutt herabgewälzt hat. Eine förmliche Blodwildnis. Einzelne besonders große Exemplare bestanden merkwürdigerweise aus Granit, stammten also aus den Zentralalpen und kirkten in der Eiszeit durch die damaligen weitgehenden Vergletscherungen bis hierher geschoben worden sein.

Ueber 500 Meter steigt man dann durch Geklipp und Geklüft empor, das mit seinen Moospolstern und von schlangenartigem Wurzelgeflecht des finstern Tanns umklammert einen phantastischen Anblick gewährt.